Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 22 (1926)

Heft: 3-4

Artikel: Gedächtnisrede, gehalten am 23. Juni 1926 im Münster zu Bern zur Feier des 450. Jahrestages der Schlacht von Murten

Autor: Feller, Richard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-187539

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heutigen, äusserlich so veränderten Verhältnissen unseres Vaterlandes. Ob der Gegner von aussen an uns herantrete, ob er uns im eigenen Innern erstehe, aus Eigennutz, Sondergeist und Kleingläubigkeit, immer werden wir aufs neue vor die Probe gestellt: Seid ihr der Väter von Murten wert? Das ist die grosse Bedeutung des heutigen Erinnerungstages, dass wir nicht in eitler und verantwortungsloser Ueberhebung uns nur m der Vergangenheit bespiegeln, sondern aus diesem Rückblick Mut und Entschlossenheit für die von uns selbst zu zimmernde Zukunft schöpfen. Geben wir uns das Wort, dass wir dem Rufe der Mutter folgen werden, ob sie zur Sammlung nach innen, ob sie zur Abwehr nach aussen rufe. So erneuern wir heute den Eidschwur. Hört es, Vorväter von Murten! Wir geloben es!

Gedächtnisrede,

gehalten am 23. Juni 1926 im Münster zu Bern
zur Feier des 450. Jahrestages der Schlacht von Murten
von Prof. Dr. *Richard Feller.*

Hochgeehrte Festgemeinde!

Gestern wurde auf dem Feld von Murten das Gedächtnis der Schlacht feierlich begangen; heute versammeln wir uns an der Stätte, wo am Tage nach der Schlacht eine ergriffene Gemeinde dem Höchsten für das neu geschenkte Dasein dankte. Der Gemeinderat von Bern hat es sich nicht nehmen lassen, die Bewohner der Stadt und ihre Gäste zu einer einfachen Gedenkfeier an diese Stätte zu laden.

Es gibt Taten, die wie Gestirne aus fernen Zeiten mit unwiderstehlicher Gewalt herüberleuchten, weil sie uns erheben und mit der Zuversicht erfüllen, wieviel der Einzelne, wieviel das Volk für seine besten Güter hinzugeben vermag. Und es ist dem Schweizer vergönnt, dass viele solcher Gestirne über seiner Vergangenheit stehen und den Zusammenhang zwischen einst und jetzt als ein Gut, das lebendig in uns fliesst, aufrecht erhalten. So ist der Tag von Murten. Wohl geziemt es Bern, seiner

zu gedenken; denn damals trat Bern auf den Vorderplatz und übernahm mit der Führung der Eidgenossenschaft eine Verantwortung, der wir es heute nicht entziehen wollen.

Aber dieser Tag gehört nicht Bern, nicht der Schweiz allein; der Burgunderkrieg ist tief in alle europäische Geschichte verflochten. Schon die Veranlassung zum Kriege! War er Notwendigkeit, Schuld oder schicksalhafte Berührung? Schon damals entbrannte der Streit darüber und ist noch heute nicht ausgetragen.

Die Eidgenossenschaft und Burgund! Was das vielgestaltige europäische Leben an Gegensätzen der Ueberzeugung, der Kultur und der Macht hervorgebracht hatte, prallte im Burgunderkrieg zusammen. Fernab liegen uns jene Zeiten, ob wir uns mit Bewunderung oder Ueberlegenheit ihnen nähern. Persönlichkeit, Gemeinschaft, Staat, hatten andern Umriss und Gehalt. Die Eidgenossenschaft war noch kein Staat, sondern ein loses Bündel von Allianzen, in dem der einzelne Ort seine Selbständigkeit suchte. Aber es gab einen eidgenössischen Geist. Bern allerdings war ein Staat; die Hauptstadt beherrschte die Landschaft, gewährte ihr aber mit dem Schutz Mitsprache und Mitberatung. Doch noch war dieser Staat locker gefügt, seine Einrichtungen unfertig und undicht, die Wirksamkeit der Staatsgewalt beschränkt, da man von der modernen Staatstechnik und Organisation noch weit entfernt war. Doch war das bernische Wesen bereits in jenem Kraftquell zusammengerafft, den man den bernischen Staatsgedanken genannt hat. Und bereits galt es als ausgemacht, dass Bern mehr wagen dürfe als die andern. Dass Bern das im Burgunderkrieg tat, hat ihm den Groll der andern zugezogen, der den Ausgang des Krieges nahe gefährdete. Noch war Berns territoriales Programm, die Ausdehnung der Eidgenossenschaft bis zum Jura, unerfüllt. Im Westen winkte Berns Zukunftsland, die Waadt, in savoyischem Besitz. Die Lösung mit der Waffe lag am nächsten, weil sich der Schweizer damals auf dem Schlachtfeld am kürzesten zu fassen verstand.

Der hundertjährige Freiheitskrieg gegen Oesterreich, der Sieg über den grössern Erbfeind, hatte einen Tatendurst er-

weckt, der den Krieg zur notwendigen Lebensäusserung des Volkes, zur vorzüglichen Beschäftigung des Mannes machte. Kriegen hiess arbeiten. Nach Grandson schrieb Bern den Eidgenossen: „Alsdann ir mannlich mit uns gegen unser aller fienden gearbeit haben, deß sagen wir üwer Trüwen brüderlichen grossen Dank.“ In den Eidgenossen quoll das berauschende Hochgefühl, nun nichts mehr ringsum fürchten zu müssen. Es war ein Geist, anstössig in hundert Einzelheiten, der aber auf dem Schlachtfeld monumental sich gab. Wehrpflichtig war der Mann bis zum 60. Jahre. Für die persönliche Ausrüstung kam er auf, für den Sold und Unterhalt seine Gemeinde, für die allgemeinen Bedürfnisse des Heeres die Regierung. Aus urwüchsiger Kraft, durch unablässige Uebung entwickelten die Schweizer eine durchgehende kriegerische Tüchtigkeit, die Höchstleistungen von jedem verlangte, entwickelten sie einen hochgespannten militärischen Ehrbegriff, der uns immer wieder aus den Urkunden der Zeit anspricht: ritterlich wollen sie den Feind bestehen. In der Schweiz allein gab es ein Volk in Waffen, anderswo Ritterheere und Söldnerbanden.

Das Ausland hatte von der Schweiz nur oberflächliche und unfreundliche Kunde. Die wenigen Reisenden redeten mit einer gewissen Erschrockenheit von der Rauhheit des Landes und der Leute, von der Armut und Verlassenheit des Daseins. Kühle Rechner wunderten sich, dass Karl die Schweiz angriff; nähme er das Land auch ohne Widerstand ein, seine Jahreseinkünfte wären deshalb um keine 5000 Dukaten grösser. Man übersah geflissentlich, dass es in der Schweiz auch Städte gab; man nannte den Schweizer schlechthin den Bauern, weil allein in der Schweiz der Bauer frei und berechtigt war, was gegen alle mittelalterliche Gesellschaftsordnung verstiess und das kultivierte Europa in steter Gereiztheit hielt. Schweizer Art hatte noch nicht europäische Anerkennung gefunden; ihr Gutes und Dauerhaftes musste sich erst noch gegen das Vorurteil durchsetzen. Karl vertrat sozusagen die europäische Gesittung, als er gegen die Schweizer Bauern auszog, soviele ihm auch den Untergang wünschten.

Burgund, Karl der Kühne! Namen von furchtbarem Klang, bei denen auch die Herzen der Schweizer höher schlugen. Als

Karl 1467 die Herrschaft übernahm, fand er den burgundischen Staat in Blüte vor. Ihm gehörten Burgund, die Freigrafschaft, Belgien und Holland. Flandern war die reichste Provinz Europas. Hier gab es fleissige Städte, wo die Weberei zur Kunst erhoben wurde, Beispiel die Cäsarteppiche in unserm Museum. Hier waren die Weltmärkte, die Mittelpunkte des Kapitals, der Erfindung, der sinnreich gesteigerten Arbeitsleistung. Ihre Steuern machten Karl zum reichsten Monarchen. Der Glanz, die Festlichkeit seines Hofes, bildeten das Wunder der Zeit; hier fanden Rittersitte und Geschmack ihre Anerkennung; hier fand die junge niederländische Kunst ihre grossen Gegenstände. Karl übernahm von seinem Vater eine sorgfältige Steuertechnik und Verwaltungskunst, die modern nach Zentralisation des zersplitterten Gebietes strebte. Auch das hatte Karl vor andern Fürsten voraus, dass er ein stehendes Heer unterhielt, das er wie den Augapfel hütete; seine Mittel erlaubten es ihm. Stets war es geschult, gerüstet, mit der stärksten Artillerie, der besten Reiterei versehen. Das war die Macht, vor der Europa erstaunte und erbebte. Die Welt schien dem grossmächtigen Herzog offen zu stehen.

Freilich, von den Vorfahren empfing Karl den Staat mit der fortgeschrittensten Organisation, von seinem Hof die Kultur, von der Natur ein Unausgeglichenes, das er nie bemeisterte. Er brachte Herrschertugenden mit, Fleiss, regelmässige Beschäftigung, Liebe zur Wissenschaft, wie er die alten Klassiker durchaus kannte, Mässigkeit, Mut; die persönliche Gefahr erfrischte ihn. Die Verführungen des Hofes vermochten über ihn nichts; die festliche Prachtentfaltung fesselte ihn nur soweit, als sie seinen Stolz befriedigte. Und doch war er innerlich nicht im Gleichgewicht, in Eigenheiten verstrickt, ohne den Instinkt und den Takt für das Mögliche, der auch Minderbegabten zuteil wird. Die fürstliche Pflicht, Blössen zu vermeiden, ging über seine Fähigkeit. Leidenschaften rissen ihn fort; der Jähzorn erteilte blutrünstige Befehle, die der Eigensinn nicht zurücknahm. Hat die Welt ohnehin für den Mächtigen Neugier, Neid und Hass bereit, so wurden seine Eigenheiten nun noch durch eine feindliche Propaganda zu einem Phantasieobjekt abstossender Art verzerrt: er war der Märchentyrann in der Märchenpracht.

Nicht nur Ueberspannte trauten ihm alle Eigenschaften des Tyrannen zu. Und doch war er der Unselige auf der Scheide zweier Zeiten: in die vergangene Ritterfabelwelt versunken und zugleich unter dem Zwang, den rationalen Anforderungen der Neuzeit zu genügen. Ein solcher Charakter musste vom Glück unerhört verwöhnt werden oder mit der Welt zerfallen. Verkannt waren sie eigentlich beide, die Schweizer und der Herzog; vielleicht deswegen liess sie Europa zusammenprallen.

Dazu kam noch ein anderes, das auch einen stärkern Charakter als den seinigen verführen musste. Einmal war er trotz allem für seine Länder Vasall des deutschen Kaisers, des Königs von Frankreich; er trachtete nach einer selbständigen Krone. Und dann war sein Gebiet zerrissen; zwischen den Niederlanden und der Bourgogne klaffte eine Lücke, Elsass-Lothringen, die er füllen musste. Hier schimmert das Geschichtshaltige seines Erbes durch. In der Geschichte der germanisch-romanischen Völker hat das Haus Burgund den grössten, nachdrücklichsten Versuch unternommen, ein Zwischenreich am Rhein zwischen Frankreich und Deutschland zu schaffen. Darum ist die Tragik Karls tief in alle Geschicke Europas versenkt. Karls Pläne gingen auf das Nahe und Ferne, bis Konstantinopel, und brachten alle Welt in Aufruhr. Er hatte die traurige Genugtuung, dass sich alte Feinde gegen ihn versöhnten, dass sich die Fremdesten gegen ihn zusammenfanden; sein Verschwinden allein schien Ruhe zu versprechen. Und doch lag das Dämonische an seiner Stellung, nicht an seiner Person.

Als er 1463 von Herzog Sigmund von Oesterreich Elsass, Schwarzwald, Fricktal als Pfand übernahm, wurde er Nachbar der Schweizer. Dass er den Unhold Hagenbach als Vogt darüber setzte, gab den Anstoss. Die geschicktesten Hände flochten am Netz gegen ihn. Für König Ludwig XI. von Frankreich war es Angelpunkt der Politik, dass Karls Beseitigung zur Vollendung des französischen Staates notwendig sei. Ludwig hatte schon dem Kronprinzen Karl nachgestellt, und Karl hatte ihn einmal unter Verletzung des Gastrechts gefangen genommen. Zwischen beiden war es auf Leben und Tod. In Bern fand Ludwig den Schultheissen Niklaus von Diesbach, einen der wenigen Schweizer, die grosstaatlich dachten und trachteten. Dies-

bach war entschlossen, Berns grosses Anliegen, die Eroberung der Westschweiz, in den europäischen Konflikt einzuspielen, und stand Ludwig zur Verfügung. Auch das Reichshaupt, Kaiser Friedrich III., fühlte sich von Karl bedroht und trieb die Eidgenossen gegen Karl an. Nun, auf die Mahnung des alten Schweizerfeindes hätten sie nicht gehört. Wichtiger war, dass es im Elsass gährte. Die Pfandlande ertrugen mit Ungeduld die Tyrannei Hagenbachs, und ihr Herr, Sigmund von Oesterreich, bereute die Verpfändung.

Seit 1473 mehrten sich die düstern Anzeichen; die friedlichen Absichten verschwanden. Im Februar 1474 legten die Schweizer ihren alten Span mit Herzog Sigmund in der Ewigen Richtung bei. Zugleich schlossen sich die elsässischen Städte zur Niedern Vereinigung zusammen, und die Schweizer und Herzog Sigmund traten diesem Bund bei. Im April fegte ein Aufstand die burgundische Herrschaft in den Pfandlanden hinweg; sie kehrten unter Sigmund zurück. Den letzten Anstoss gab Ludwig XI. von Frankreich. Im Oktober 1474 schloss er mit den Eidgenossen ein Schutzbündnis, und gleich darauf, am 25. Oktober, erliess Bern im Namen der andern Orte die Kriegserklärung an Burgund. O Berna, Berna! soll Karl gerufen haben, als er sie empfing. Unter den ansprechendsten Voraussetzungen traten die Eidgenossen in den Krieg; sie wollten ihm als Helfer, Nebensächer führen; die Entscheidung sollte unter den Grossen, Kaiser Friedrich, König Ludwig und Herzog Karl fallen.

Der Beginn entsprach diesen Erwartungen. Dieweilen Karl am Niederrhein durch die Belagerung der deutschen Stadt Neuss festgehalten wurde, unternahmen die Eidgenossen erfolgreiche Züge in die Freigrafschaft, entrissen Savoyen die Waadt und besetzten Murten und Grandson. Darüber starb Niklaus von Diesbach hinweg. In einer Nische des Münsters steht seine Grabtafel, auf der die Stadt ihren Cicero und Hektor betrauert. Im Sommer 1475 hob Karl die Belagerung von Neuss auf und sah sich nach seinen Gegnern um. Eilig schlossen Kaiser Friedrich und König Ludwig Waffenstillstand mit ihm und gaben die Eidgenossen preis. War das Spiel von Anfang an verwegen, so nimmt es vollends etwas Diabolisches an, wie sich Kaiser

und König unter die Zuschauer begaben, um zu beobachten, wie die Eidgenossen als Geschäftsführer Europas gegen Karl antraten.

Langsam zog Karl rheinaufwärts und nahm dem Herzog Renatus Lothringen weg. Dann ging es gegen die Schweizer. Auf sie fiel nun die ganze Schwere eines Krieges, der für sie nur ein Nebenkampf hätte sein sollen. Doch auch jetzt noch hielt Karl den Eidgenossen den Weg zur Verständigung offen. Seine Ratgeber stellten ihm immer wieder vor, in der Schweiz könne er nur einen teuer bezahlten Triumph über Bauern gewinnen. Bernische und burgundische Unterhändler trafen sich in Neuenburg. Karl stellte nur eine Bedingung: Die Eidgenossen sollten das Elsass, die Niedere Vereinigung, Herzog Sigmund preisgeben; auf diese hatte er es abgesehen. Das konnte Bern nicht und brach die Verhandlungen ab; die Würfel waren endgültig gefallen. Das Verhalten Berns in diesem Augenblick ist ausserordentlich: von Kaiser und König verlassen, angesichts der furchtbar aufziehenden burgundischen Gefahr verwarf Bern den Frieden und riss die andern Orte noch einmal fort. So fügte es sich, dass die Schweizerbauern ritterlich Treue hielten, wo die grössten Monarchen ihr Wort bogen. Freilich, das politische Spiel hatte Bern verloren; das Ganze war nun auf die Schlagkraft des schweizerischen Fussvolkes gestellt, und die sollte sich über die Massen bewähren.

Allgemein erwartete man, der burgundische Sturm werde zunächst über dem Elsass losbrechen. Da, Mitte Januar, tauchte Graf Jacob von Romont, der fähige Reiterführer Karls, an der Westgrenze auf und besetzte die Waadt. Am 1. Februar gab Bern den Alarm. Langsam und siegesgewiss überstieg Karl den Jura; im Lager von Grandson entfaltete er seine furchtbaren Machtmittel und seine Pracht. Am 28. Februar ergab sich die Feste Grandson, und Karl liess die Besatzung, 400 Mann, umbringen. Es ist die Tat, die erst die nationale Leidenschaft in der Schweiz entfachte, wiewohl der Vorwurf, Karl habe Gnade versprochen und nicht gehalten, nicht zutraf. Der Wüterich von Burgund war von da an für die Schweizer aus dem Bereich des Menschlichen ausgeschieden.

Wider bessern Rat führte Karl sein Heer aus dem befestig-

ten Lager den Schweizern entgegen und verlor am 2. März auf der Ebene von Concise die Schlacht. Im entscheidenden Augenblick, als die schweizerische Hauptmacht sich einsetzte, zerrann ihm sein Heer unter den Händen und brachte sich über den Jura in Sicherheit. Wie ein Wunder erschien den Schweizern das plötzliche Verschwinden der berühmten und gefürchteten Scharen, wie ein anderes Wunder das Feindeslager mit der sinnverwirrenden Fülle nie geschauter Herrlichkeiten. Bern schlug das Richtige vor, dem Feind nachzusetzen und die Jurapässe in Verwahrung zu nehmen. Doch die andern wollten heim, ehe das kaum fassliche Glück der Beute ihnen wie ein Spuk zerging. Das Heer löste sich auf.

Die Offensive ging wieder an Karl über. Er hatte sich nach Nozeray in Burgund zurückgezogen und war gleich entschlossen, sie zu ergreifen. Den Bedenken der Getreuen begegnete er mit der Einrede, er wolle entweder in diesem Krieg umkommen oder stärker denn je aus ihm hervorgehen. Die öffentliche Begründung sollte sein: das verbündete Savoyen beschützen. Am 12. Februar traf er in Lausanne ein, um die Armee wiederherzustellen. Am andern Tag hatte Bern die Kunde und gab sie an die Tagsatzung weiter. Aber wie Bern auch trieb, der Angriff auf das unfertige burgundische Heer unterblieb. Altbernisches Gebiet wollten die Eidgenossen schützen, mehr nicht. Hinter dieser Sorglosigkeit steckte das stolze Selbstbewusstsein: Wenn wir kommen, ist es zum Sieg noch früh genug; dem Tapfern steht der Blutweg immer offen. Dahinter steckte noch mehr; sie vergassen nicht, dass Bern sie in einen Krieg geführt, der sich über allen Begriff ausgewachsen hatte. Mochte Bern fiebern und sorgen, es hatte die Lehre verdient. Und dabei stand die ganze Schweiz in Frage. Unabsehbar war das Unglück, wenn der richtige Zeitpunkt verpasst wurde. Nur eines tat die Tagsatzung; sie legte eine eidgenössische Besatzung unter Waldmann nach dem zunächst ausgesetzten Freiburg. Umsonst rang Bern um das Zutrauen, die Seele der Schweiz. Es musste in der Lücke stehen und das Aeusserste an Kraft und Bewegung hergeben. Wie nichts anderes, lastete auf Bern die Ungewissheit, dass dem Feind Ort und Zeit des Einbruchs zur Wahl gelassen war. Sein Angriff konnte Neuenburg, Freiburg oder Mur-

ten treffen. Und darüber sollte Bern bis zuletzt im Zweifel bleiben. Die grösste Wahrscheinlichkeit sprach für Murten.

Anfangs April ordnete der Rat einen Auszug nach Murten von 1500 Mann zu Stadt und Land an und zwar aus möglichst viel Familien. Die Zunft zu Mittelleuen stellte mit andern Stubengesellen den Ritter Adrian von Bubenberg; ihm übertrug der Rat den Befehl über Murten. Der edle Mann stand im 52. Jahr und hatte reichlich des Lebens Unbestand erfahren. Eine schmückende Nachrede hat ihm eine ganze burgundische Vergangenheit angedichtet: er soll als Page am burgundischen Hof gedient und mit Karl Jugendfreundschaft gepflegt haben; später, 1465, hätte er als Hauptmann von 500 Söldnern Karl den Sieg von Monthlery über Ludwig erringen helfen, was alles ihren späteren Waffengang vor Murten wirksam vorbereiten soll. Dieser Romantik bedarf der Mann nicht, der sich durch einen strengen Wechsel von Schmach und Ruhm hindurch treu blieb und einer der ganz wenigen wurde, deren blosser Name schon in Bern eine Macht war. Richtig ist, dass die Familie Bubenberg alte Beziehungen zum burgundischen Hof hatte, dass Bubenberg die Politik Diesbachs bekämpft, den Krieg verurteilt hatte, den er für ein Auskunftsmittel König Ludwigs betrachtete. Er war unterlegen, aus den Aemtern gestossen, zum Schweigen verurteilt worden und hatte sich nach Spiez zurückgezogen. Jetzt wurde er auf den gefährlichsten Posten gestellt und vom Rat freundlich darum gebeten. Von feierlichen Umständen, Gesandtschaft nach Spiez, Seelenprunk und Aussöhnung weiss die echte Kunde nichts, wie überhaupt prächtige Gefühle und Gebärden nicht in die nüchtern rauhe Geschichte Berns gehören, die dort zu verstummen pflegt, wo die Sache zum Schaustück wird. Nichtsdestoweniger ist das Verhalten Bubenbergs von seltenem Edelmut. Auf verlorenem Posten musste sich seine Tugend, die im Ratsaal nicht immer wohl ankam, glänzend entfalten.

Am 8. April übernahm Bubenberg den Befehl in Murten. Er erhielt Gewalt über Leben und Tod. Zwei Monate hatte er zur Vorbereitung und benützte sie mit Umsicht. Die Werke wurden verstärkt, die Besatzung durch Freiburger und Bieler auf 2000 Mann gebracht, Vorräte, Waffen gehäuft, die Festung aus der

Beute von Grandson überreich mit Geschütz ausgestattet; Berns Vorburg war gerüstet. Bern versah auch andere Grenzorte wie Landeron und Aarberg, und da wiederholt das Gerücht lief, es sei auf Neuenburg abgesehen, gab es dorthin ab, was es erübrigen konnte.

Aber dieweilen der Rat von Bern die volle Verantwortung trug, zu den Regierungsgeschäften die Obliegenheiten eines Generalstabsbureaus versah, um die Eidgenossen warb, die internationale Lage überwachte, nach nah und fern spähte, drängte ihm die Stimmung im eigenen Volk die Frage auf, ob das Staatsgefüge die Belastung aushielt. Wohl hatte er zu Anfang Mai die Abgeordneten der Aemter einberufen und ihre Zustimmung erhalten. Wie aber der Herzog nicht kam, wie die Besetzung von Murten sich in die Länge zog, da wurde der Unmut Meister. Ja, wenn es zu den Freuden der Feldschlacht ging, da war der Schweizer zu haben. Aber hinter den Mauern liegen, sein Geld verzehren, das war seine Sache nicht. Es stockte auf der Landschaft, die Ablösungen wollten sich nicht in Gang setzen. Der Rat musste mit ernstem Wort das Gebot der Stunde einschärfen. Die Späher meldeten phantastische Zahlen von der anschwellenden Macht des Feindes. Sorge um Sorge fiel den Rat an. Wie sie da sassen, Ritter von europäischem Namen, Kaufleute, Handwerksmeister — Schuld, Vaterlandsliebe, hohes Planen hatte sie in einen Krieg verstrickt, der nun riesengross und gespenstisch ungewiss das Land beschattete. Der erste Misserfolg konnte Bern ins Verderben reissen, sie voran. Gespannt mochten die Blicke sich messen, mochten den einen suchen, der sie ehedem begeistert hatte; Niklaus von Diesbach war nicht mehr. Ob im fahlen Licht durchwachter Nächte sein Bild noch so verklärt erschien? Genug, der Rat überwand das Auf und Nieder der Stimmung und hielt durch. Er offenbarte, was Führung ist, und erfuhr die erschütternden und doch so befreienden Stunden, da alle Rücksicht fällt vor dem grossen Wagnis, das rettet oder zermalmt.

Wo weilte Karl, was zauderte er? Rastlos strengte er sich zu Lausanne an, die Armee neu zu erstellen. Die Lehren von Grandson wollte er benützen, die Fehler vermeiden. Aber die Getreuen bemerkten die Veränderung wohl. An Stelle der hellen

Zuversicht war eine krampfhafte Geschäftigkeit getreten. Wir haben einen ausgezeichneten Berichterstatter aus seiner engsten Umgebung, den mailändischen Gesandten Panigarola, der Karl auf dem Feldzug begleitete und ihm nahe trat. Karl sprach ihn fast täglich und liess ihn ergreifende Blicke in sein Inneres tun, wo Herrscherpflicht und tötlich verletzter Stolz miteinander rangen. Mochte auch Karl sich in kühnen Bildern ergehen, seit Grandson war der Zweifel am Führer wie am Heer berechtigt. Die Berichte Panigarolas sind die vornehmste Quelle auf burgundischer Seite. Karl liess Söldner aus den Niederlanden, aus England, Italien kommen, um die Lücken auszufüllen. Er stellte einen neuen Artilleriepark zusammen, liess Glocken einschmelzen, Geschütz aus Burgund herbeiführen. Den Kern des Heeres bildete der getreue niederländische Adel. Unermüdlich übte, musterte er die Truppen, um sie auf die alte Höhe zu bringen. Schlecht verpflegt und bezahlt, durch eine harte Disziplin zusammengehalten, äusserten die Söldner ihre Wut in blutigen Schlägereien. Die Anspannung warf Karl auf ein langes Krankenlager.

Bei der Grösse des Einsatzes begleitete Europa die Vorgänge in der Schweiz sozusagen mit angehaltenem Atem. Jedes andere Geschäft der Politik trat zurück. Der Herzog von Mailand sann bereits, wie er von seinem Verbündeten Karl loskommen könne; Herzogin Jolanthe, die Regentin von Savoyen, erschien im Lager zu Lausanne. Ludwig XI. von Frankreich überhörte alle Hilferufe der Berner und lauerte an der Spitze eines Heeres zu Lyon auf den Ausgang. Kaiser Friedrich schlug ganz zu Karl um; im Dom zu Lausanne wurde die Verlobung zwischen seinem Sohne Max und Karls Tochter und Erbin Maria vollzogen. Jetzt befahl er den Schweizern, sich einem Frieden mit Karl zu unterwerfen. Nun, die Eidgenossen waren es lange gewohnt, über dergleichen hinwegzugehen. Die Fachleute wunderten, wie der Zusammenstoss zweier Heere ausfallen würde, die beide in ihrer Art ein vollkommen Entgegengesetztes darstellten: auf Seiten der Burgunder ein Berufsheer mit stehenden Stämmen, mit all den Hilfsmitteln ausgestattet, die Erfahrung, Studium, Geld, Technik erzeugt hatten; auf der andern Seite ein Volk unter Waffen, das Anleitung, Drill, Fertigkeit aus sich

selbst geholt und damit ein unvergleichliches Fussvolk geschaffen hatte.

Am 27. Mai erhob sich der Herzog aus dem Lager zu Lausanne. Bern erfuhr es sogleich und gab es weiter. In 14 Tagen legte der Herzog den Weg bis Murten zurück. Als er den Feldzug antrat, sagte er zu Panigarola: „Ich werde mit offenen Augen vorgehen und Tag für Tag die Umstände zu Rate ziehen.“ So handelte er: keine Abenteuer, sondern sorgfältige Erforschung und Berechnung. Grandsons eingedenk, wollte er die Eidgenossen in gewählter, fester Stellung erwarten. Vom 28. Mai bis 4. Juni lagerte er sich am Jorat. Die Eidgenossen kamen nicht; eine scharfe Erkundung, die der Graf von Romont bis Ins vortrieb, zerriss den Schleier nicht. Vom 4. bis 6. Juni bot er die Schlacht in der Stellung Thierrens-Lucens an, vom 7. und 8. bei Montet südlich von Estavayer. Keine Eidgenossen! Im Heer stieg die Zuversicht. Auch Kenner rühmten die Haltung der Truppen. Nur Panigarola schrieb: „Gott hält die Wagschale des Ausgangs.“ Endlich, am Morgen des 9. wurden die Schweizer bei Avenches gemeldet; wie Karls Vortruppen ausschwärmten, verschwanden sie; es waren ein paar hundert Mann von Murten. Zwei Gefangene wurden eingebracht. Sie sagten aus: „Die Eidgenossen sind noch nicht im Felde, wohl aber die Berner.“ Das erste war richtig, das zweite falsch. Diese Aussagen bestimmten den Herzog zur Belagerung von Murten, die Entscheidung fiel in letzter Stunde; Panigarola sagt es ausdrücklich. Die Gründe des Herzogs sind verständlich: Er wollte nicht in das Festungsdreieck Bern—Freiburg—Murten eindringen, wo er von allen Seiten angefallen werden konnte, sondern er wollte es an einer Ecke aufbrechen.

Am 10. Juni schloss er Murten ein. Er überdachte die Möglichkeit, dass die Eidgenossen ihm in den Rücken fallen konnten. Darum liess er das Lager befestigen, namentlich nach der Berner Seite hin auf der Hochebene zwischen Burg und Salvenach, 1½ km südöstlich der Stadt, ein ausgedehntes Schanzwerk, den Grünhag, aufwerfen. Hier hatte die Artillerie freies Schussfeld; hier mochte die Reiterei versuchen, was ihr bei Grandson misslungen, das schweizerische Fussvolk zu zerstampfen. Streifen ringsum sollten vor Ueberraschung sichern. Panigarola muss

seine Vorsicht loben. Mit um so grösserem Ungestüm warf sich Karl auf Murten. Wir müssen es uns hier versagen, dies Ruhmesblatt der bernischen Geschichte, die Verteidigung Murtens, zu durchgehen: Die wütenden Stürme der Burgunder, ihr grobes Geschütz, Bubenbergs Kriegskunst und Mannhaftigkeit, der kritische Augenblick, da der Geist wankte, da Bubenberg vor die Mannschaft trat und befahl: „Wer feige redet, wer nicht gehorcht, wird niedergestochen!“ dann die Worte, die er aus hoher Not nach Bern schrieb: „Wartet auf die Eidgenossen; wir werden Murten trostlich und ritterlich halten bis in den Tod.“ Genug — Murten behauptete sich und deckte den Aufmarsch des eidg. Heeres.

Seit Lausanne hatte Bern den Herzog aus den Augen verloren. Noch am 7. Juni, als er bei Payerne stand, befahl der Rat den Aemtern, auf den 14. die Ablösungsmannschaft nach Murten zu senden. Doch am Abend des 9. meldete er eilends: „Der Wüterich von Burgund ist mit unsäglicher Macht vor Murten eingetroffen.“ In der Nacht flogen die Eilboten, loderten die Hochwachten durchs Bernbiet. Zur rechten Zeit noch warf Bern sein Aufgebot an die Saane und Sense; denn am 11. und 12. bestürmte der Feind Gümmenen, Laupen, Aarberg, um die Flussübergänge in die Hand zu bekommen. Damit verletzte er altbernisches Gebiet, den eidgenössischen Bundeskreis. Seit dem 11. wartete Schultheiss v. Scharnachthal mit den Bernern bei Gümmenen. Wie aber am Abend des 18. der Kanonendonner von Murten stärker denn je anschwoll, konnte er sein Volk kaum noch zügeln. Am 19. führte er es nach Ulmiz näher an den Feind.

Mit steifer Zurückhaltung hatten bisher die Eidgenossen ihre Pflicht auf den Bundeskreis umschrieben. Die Kunde von den burgundischen Einfällen rief sie auf. Vergessen war, was Schweizer trennte. Als erste trafen am 17. die Obwaldner ein, und nun strebte es heran über Bern oder Aarberg, Eidgenossen, die elsässischen Städte der Niedern Vereinigung, Graf Oswald von Thierstein, der österreichische Statthalter in Elsass und Schwarzwald. Furchtbar mitgenommen sahen die Truppen aus; die drei Tage vor der Schlacht ging unaufhörlich ein kalter Regen nieder. Am 21. ritt ein seltsamer Gast durch Bern, Her-

zog Renatus, der länderlose Fürst von Lothringen, mit Gefolge, unfürstlich auf abgehetzten Pferden, mit Kot bedeckt, vom Volk mit Neugier und Mitleid empfangen.

Der Rat von Bern hatte zwar den Hauptleuten Vollmacht gegeben; aber er drängte zur Schlacht. Kaum konnte er bei dem plötzlichen Andrang das Heer verpflegen. Und dann gellten ihm noch die Vorwürfe nach, die ihn beim Fall von Grandson bestürmt hatten. Alle Gedanken, alle Sehnsucht weilten in Murten, von wo die Boten, die nächtlich über den See kamen, immer Schlimmeres berichteten. Ein Augenzeuge sagt, die bernische Landschaft sei verödet, die Männer weg, Frauen und Kinder erschrocken. — Schon auf den 21. Juni hatte der Kriegsrat die Schlacht angesetzt. Waldmann erwirkte einen Tag Aufschub, seine Zürcher waren noch nicht da. In Gewaltmärschen strebten sie heran. 2000 Mann stark trafen sie am 21. gegen Abend in Bern ein; 600 Mann hatten sie unterwegs liegen lassen. Unter Tränen flehten die Frauen: „Fromme Leute, legt euch nicht hin, zieht fürder; den Unsern tut Leibesnot.“ Nur kurz die Rast! Um 10 Uhr bliesen die Trompeten auf; Waldmann führte sein Volk in die Regennacht hinaus und traf bei Tagesanbruch im Lager von Ulmiz ein, mit Freudenruf und nassen Augen empfangen. Gleich darauf hasteten als letzte die Reiter des Herzogs Renatus ins Lager; das österreichische Fussvolk kam zu spät, ebenso die Appenzeller und St. Galler. An diesem 22. Juni 1476, dem Zehntausendrittertag, wurde die Schlacht von Murten geschlagen. Es zählten die Burgunder 20,000, die Eidgenossen 24,000 Mann. Der Herzog war an Spezialwaffen, Reiterei, Geschütz, Bognern überlegen; den Kern des Schweizerheeres bildeten Halbardiere und Langspiesser. Bei den Eidgenossen war der Schlachtenwille einheitlich; auf burgundischer Seite stand nur der Adel in einem Treueverhältnis zum Kriegsherrn. Nach all den phantastischen Meldungen schätzten die Eidgenossen den Gegner auf 50,000 Mann.

Die Hochebene von Salvenach wird von Ulmiz durch den Galmwald getrennt; nach Murten hin senkte sie sich zu den burgundischen Lagern. Der Herzog hatte sein Feldhaus auf dem höchsten Punkt der Umgebung, dem Bois Domingue, aufgeschlagen. Er wollte die Eidgenossen erwarten, hinter Schan-

zen und Geschützlinien empfangen. Er liess den Grünhag auf der Hochebene mit Pallisaden verstärken, mit Artillerie bestükken. Obwohl von Spähern schlecht bedient, wusste er seit dem 17. Juni, dass die Schweizer in der Nähe seien. In der Nacht vom 17. zum 18. führte er das Heer auf die Hochebene, desgleichen am 19. Am 21. stand es den ganzen Tag bei strömendem Regen oben in Schlachtordnung. Gegen Abend ritt der Herzog gegen Ulmiz vor, um das eidgenössische Lager einzusehen. Da es vom Wald verborgen war, konnte er es nur zum kleinen Teil beobachten. Bei ihm stand nun fest: Es sind nur wenig Eidgenossen da, um zu demonstrieren und das Belagerungsheer von Murten wegzulocken. Umsonst wurde diese Meinung im Kriegsrat bestritten. Panigarola sagt: „Er betrachtete es mit verstocktem Sinn als einen unumstösslichen Satz, dass sie nicht kommen werden.“ Er führte das Heer ins Lager zurück und befahl für den 22. Ruhetag. Wirklich ergaben sich die Burgunder am andern Morgen dem Lagerleben. Nur 2000 Mann, erlesenes Volk, Bogner, Reiter, Schützen, bewachten den Grünhag, viel zu wenig für die ausgedehnten Linien. Burgundische Offiziere bemerkten am Vormittag die Vorbereitungen der Eidgenossen im Galmwald. Heiss durchfuhr es sie. Sie bestürmten den Herzog, das Heer antreten zu lassen. Er schalt sie Verräter. Erst als sein Halbbruder Anton ihm zusprach, befahl er gegen Mittag, die Truppen sollten rüsten; sie lagen im Quartier, als die Schlacht begann. Diese Verblendung Karls ist das Wunder von Murten, gleichwie das plötzliche Verschwinden des Burgunderheeres das Wunder von Grandson. Panigarola sagt: „Wären die Schweizer am vorhergehenden Tag gekommen, da das Heer unter Waffen stand, so hätte es das schrecklichste Schauspiel gegeben. Ich denke, es sei durch göttlichen Ratschluss geschehen, oder weil das Verhängnis es so bestimmt hat.“ Tiefer können wir auch nicht dringen. So war der Unselige, dass er im letzten Augenblick zerstörte, was er seit Monaten geschaffen hatte.

Im Schutz des Galmwaldes stellte Ritter Wilhelm Herter die Schweizer und ihre Verbündeten in Schlachtordnung. Er war nur Heeresordner, nicht Oberanführer; einen solchen gab es nicht. In die Vorhut wurden ausgezogen die Oberländer, die

Entlebucher, die Schwyzer und alle Büchsenschützen, seitlich von ihnen 1800 Reiter unter Herzog Renatus und Oswald von Thierstein. Die Vorhut zählte 5000 Mann unter Ritter Hans von Hallwyl. Alle übrigen gliederten sich im Gewalthaufen von 19,000 Mann. Am Morgen hatten 600 Reiter die feindlichen Linien erkundet und zurückgemeldet, das ganze feindliche Heer sei hinter dem Grünhag aufmarschiert. Von der Gunst der Stunde hatten die Eidgenossen keine Ahnung; sie wähnten gegen 50,000 Mann anzulaufen. Darüber lassen die Depeschen vom Schlachtfeld keinen Zweifel. Stunden vergingen, ehe die Haufen eingestellt waren. Noch schlug man 80 Ritter, dieweilen die Krieger schon ungestüm zum Kampfe riefen. Wozu die Versäumnis? Erwartete man Aufhellung des Himmels? Wir wissen es nicht. So wurde es Mittag, als die Spitze des Heeres aus dem Galmwald heraustrat angesichts des Grünhags. Eben brach die Sonne durch; der Regen hörte auf.

Drüben in den burgundischen Linien wurde es mit einemmal lebendig. Signale schmetterten, Boten sprengten in das Lager. Auch jetzt verbiss sich Karl in Eigensinn; er wollte es nicht glauben. Statt sich sogleich aufs Pferd zu werfen, die Scharen zu beflügeln, liess er sich bis aufs kleinste Stück wappnen. Und doch waren es Minuten, von denen sein Reich, sein Dasein abhingen. Denn es fragte sich, ob die burgundische Hauptmacht die Schanzen noch erreichte, ehe sie von den Eidgenossen erstiegen waren. Fürs erste tat der Grünhag seine Schuldigkeit. Wie die Eidgenossen anliefen, fuhr ihnen ein Pfeilregen, ein Hagel aus grossem und kleinem Geschütz entgegen. Man sah Reiter entzwei gerissen von den Rossen hangen. Die Vorhut stutzte, kurze Beratung der Führer, dann teilte sie sich. Ein Haufe schwenkte links ab, den Grünhag zu umgehen; der andere lief ihn von vorn an. Er wurde erstiegen, genommen; die schwache Besatzung erlag in dem Augenblick, da die Burgunder in Masse vom Lager herankeuchten. Zu spät! Der kleine Vorsprung der Schweizer entschied. Sie liessen den Burgundern gar nicht Zeit, festen Fuss zu fassen, sondern warfen sie von der Höhe ins Tal hinunter. Wie der Sturmwind brauste ihr Angriff ins burgundische Lager. Panigarola sagt, es dauerte nur solang wie ein Miserere. Und jetzt erschien Karl auf dem

Schlachtfeld. Zu spät! Der Widerstand war gebrochen; Karl wurde vom Strome fortgerissen und fand den Weg nach Westen, während die Masse des Heeres sich in der Sackgasse zwischen Lager, See und Stadt verfing. Westlich, jenseits der Stadt, stiessen die Eidgenossen auf den See. Nordöstlich der Stadt stand das Korps des Grafen von Romont; es war am weitesten abgeschnitten und wurde dadurch gerettet. An ihm vorbei brauste der Sturm; es wurde gar nicht beachtet. Romont führte es in weitem Bogen um den Rücken der Eidgenossen herum und gewann die Abzugsstrasse nach der Waadt.

Rücksichtslos führten die Sieger die Verfolgung durch; der Kriegseid verbot, Gefangene zu machen. Sinnlos vor Schrecken liessen sich die Feinde erschlagen. Bis auf den See setzten die Sieger nach. Die Hälfte der Burgunder, gegen 10,000 Mann, kam um. Der burgundischen Armee war der Rückgrat entzwei gebrochen; Karl konnte das furchtbare Werkzeug seiner Macht nicht wiederherstellen. Die Schweiz war gerettet.

Das war die Schlacht von Murten.

An diesem Tag gipfelte der Burgunderkrieg. Mit zusammengerafften Scharen versuchte Karl noch einmal das Glück und fand bei Nancy den Soldatentod von Schweizerhand. Sein Reich löste sich auf.

Und das Ergebnis des Krieges? Bern und Freiburg gewannen ein Drittel der Waadt, von dem aus Bern 1536 die Eroberung vollendete. Die Schweizer hatten sich als Sachführer Europas so bewährt, dass ihre Söldner fürderhin zu den grossen Entscheidungen der Fürsten gerufen wurden; damit setzte der jähe Aufstieg zur Machthöhe ein, der mit Marignano abbrechen sollte. Für Europa begann mit dem Verschwinden des burgundischen Zwischenstaates eine neue Ordnung der Dinge. Das ist die Bedeutung des Burgunderkrieges.